



Inhalt: Victor Hugo, von R. A. Heigel (mit Illustration). — Gothenwick. Novelle von Otto Roquette. — Der Körper unserer Erde, von H. Beta. — Im Reich der Träume. — Wie soll man Kinder kranken? — Indische Frauenbräute. — Die Smaragd-Insel, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Die bürgerlichen Kreise von Paris und die Frauen. Originalcorrespondenz. — Kraft und Größe. — Die Mode, von Veronika v. G. — „Ich liebe, was fein ist!“ Lied von W. Hopffer. — Modenbild nebst Beschreibung. — Logograph. — Nebus. — Ausflüßungen des Nebus und der Charade Seite 184. — Correspondenz.

**Victor Hugo.**

Ein rauhes Felseneiland — Guernsey — der normannischen Küste gegenüber, von der rufelosen Flut des Kanals ewig besäumt; auf dieser Insel eine Stadt, alt, verwittert, seltsam; die Häusergruppen — Häuser mit Erfern und Siedeldächern — den Kaunen des Felsen sich anschmiegend, durch Treppen verbunden, wir übereinander geschichtet, als hätte einst in wilder Sturmnacht, wo Welle über Welle stieg, das Meer sie angeschwenmt. In einer Straße höchst über den andern ein ehrwürdiges Gebäude, Hauteville-House, und im obersten Stockwerk desselben ein Belvédère, von welchem die Drifflamme weht. In diesem Belvédère entglimmt, wenn die Flut in der Ahnung der Sonne lauter rauscht, der Morgenwind die Wimpeln der Schiffsmasten aufwärts reißt und am Quai und auf den Schiffen es lebendig wird, eine einsame Lampe.

Es ist die Arbeitslampe Victor Hugo's. Aus Frankreich seit 1851 verbannt, lebt derselbe seit 1854 auf Guernsey, zu Füßen das Meer, vor sich, wie ein Schemen der Hoffnung, die französische Küste, in sich den erhabenen Schmerz eines Verbannten und den erhabenen Trost eines Dichters.

Eines wahren Dichters — denn was immer man gegen ihn sagen mag und kann: dies muß man dem Verfasser von Werken wie Notre Dame de Paris; le dernier jour d'un condamné zc. zugestehen, daß er die drei Weisheitsgötter besitzt: ein volles Empfinden, den Drang zu gestalten und die Kraft dies zu thun. Es mag ihm begegnen, daß er den Purpur zuweilen zu theatralisch trägt, aber niemals wird er den Purpur ablegen.

Victor Hugo ist vierundsechzig Jahre alt, aber das graue Haar ist Schnee auf einem Vulkan, ein Zufälliges, das auf die innere Flut keinen Einfluß übt. Die Seelust, körperliche Übungen und wohlgeordnete unermüdete Arbeiten erhalten seinen Geist, sein ganzes Naturreich in ungechwächter Frische. In einem kleinen Gemache des erwähnten Belvédère von Hauteville-House schläft er auf einem Sammetdivan, der zugleich als Sitz dient. Um fünf Uhr Morgens steht er auf und begibt sich sofort nebenan in sein Cabinet, das einem photographischen Atelier ähnlich sieht. Da sind einige Stühle, ein kleiner Tisch; da und dort liegen Bücher zerstreut, ein Arbeitsplatz, das Victor Hugo aus über-einander gestellten Schemeln und Folianten sich selber konstruirt hat, das ist die ganze Einrichtung — aber welche ein Gemach: es gewährt die Aussicht auf das Meer!

Victor Hugo schreibt an seinem seltsamen Rulstisch ein d, auf große blaue Papierbogen, mit einer Gänsefeder. Da er an dem, was er schreibt, unermüdet feilt, schreibt, streicht und wieder schreibt, so schwellen in den Zeilen wahre Hügel an, deren schwarzes Gesicht das rechte Wort krönt. Denn anders als Lamartine, der, Dank seiner Gabe improvisirend zu schreiben, nie auch nur ein Wörtchen zu corrigiren braucht und dessen Stahlfeder in leichten zierlichen Zügen unaufhaltsam über das satinierte Papier tanzt, anders als Lamartine überlegt Victor Hugo jedes Wort, bevor er dasselbe niederschreibt, und überdenkt, wenn er es geschrieben. Er macht Papier und Feder kreischen, wie einer seiner Bekannten sich ausdrückt, il fait crier la plume et le papier. Nicht selten finden sich im Texte Versuche von Umrißen seiner Gestalten, unformliche Silhouetten, die aber von seinem innern Kampf und Ringen Zeugniß geben.

Die so mit seiner altmüden, aber ausdrucksvollen Schrift bedeckten Seiten läßt er ausgebreitet trocknen; nach vollbrachter Tagesarbeit dann schließt er das Manuscript ein und beobachtet darüber bis zur Vollendung des Ganzen fast immer strenges Schweigen. Auch während des Schaffens selbst bleibt er unnahbar, er arbeitet einsam, nur das Meer und den Himmel zu Zeugen.

Daß seine Manuscripte auch im wörtlichen Sinne Goldes werth sind, ist bekannt; bekannt, daß ihm für die Veröffentlichung

seines letzten Romane „die Meeres-Arbeiter“\*) in Neu-Itetons ein Honorar von hunderttausend Franken angeboten wurde, und daß er es ausschlug, weil er überzeugt war, daß man denselben nicht stückweise bringen dürfte. Viel, vielleicht mehr als je, läßt sich auch gegen diese jüngste Schöpfung Victor Hugo's sagen. Die Erzählung hält nicht, was der Titel verspricht; es ist der romantische Kampf, das Abenteuer eines Einzelnen, eine Robinsonade auf einem unfruchtbaren Felsen im Meere. Man muß auch zugestehen, daß Victor Hugo sich nicht selten ins Breite verliert, in Dunkelheiten, ja, in Geschmadslosigkeit gefällt. Aber so hoch der Unmuth und die Lächerung gehen, sie reichen nicht an seine Stirn, die Gott geküßt. Er ist ein Dichter, ein Name, dessen edlere Deutung bald nicht mehr begriffen werden wird, denn — nein, lassen



Victor Hugo.

wir uns nicht von der eigenen Armuth verfinstern, die Träger des Idealen werden nicht aussterben, so lange es ein Meer, einen Sternenhimmel und — edle Frauen gibt.

[576] R. A. Heigel.

**Gothenwick.**

Novelle von Otto Roquette.

Ich war ein noch sehr junger Arzt, als ich mich in der alten Hafenstadt G. an der Ostsee niederließ. Was jeder Anfänger in meiner Lage durchmachen muß, dürfte auch ich erwarten. Ein gewisses Mißtrauen in einen so jugendlichen ärztlichen Beistand, eine Zuwartung auf einen günstigen Fall, der eine Bürgschaft für meine Befähigung gäbe, hielt meine neuen Mitbürger eine Weile

\*) Die Uebersetzung dieses Romane, der in Paris bereits acht Auflagen erlebte, erschien im Verlage von Otto Zante in Berlin.

ab, sich in ersten Lagen an mich zu wenden. Ich war darauf vorbereitet und in meinen Lebensverhältnissen von Hause aus günstig genug gestellt, um mir anfangs an einer unentgeltlichen Armenpraxis genügen zu lassen. Schon nach Jahresfrist aber wollte mir das Glück so wohl, daß das Publikum plötzlich aufmerksam auf mich wurde und die älteren Kollegen der Stadt einen gefährlichen Nebenbuhler in mir erkennen wollten. Ein benachbarter Gutsbesitzer litt an einer schweren Gemüthsstörung. Die Familie hatte ihn nach der Stadt gebracht und, einer ärztlichen Entscheidung harrend, mit ihm in dem Hause, wo ich mich eingemietet, Wohnung genommen. Der Fall interessirte mich und ich besuchte die Familie, anfangs nur als Hausgenosse, bald aber als ernstlicher Berather. Der Zustand des Kranken, der von den älteren Aerzten bald als unheilbar erklärt wurde,

erschien mir nämlich keineswegs als völlig verloren und so geschah es, daß die Familie, je mehr man ihr die Hoffnung benehmen wollte, sich vertrauensvoll zu mir wendete, der ich noch Trost und eine Aussicht auf Besserung geben konnte. Der Kranke ward meiner Behandlung allein überlassen, und ich muß bekennen, es war mehr durch eine Günst des Glückes, als durch meine Kunst, daß der Kranke wirklich völlig wieder hergestellt wurde. Trotzdem erfüllte mich ein frohes Selbstbewußtsein und die Dankbarkeit der mir bereits befreundeten Familie gab mir eine schöne Genugthuung. Das Aufsehen dieses Ereignisses war nicht gering. Die ganze Geschichte, durch irgend eine gar zu bereite Hand fast novellistisch eingekleidet, stand bald in der Zeitung zu lesen. So wenig mich dies freute, da es mir von anderen Aerzten den Vorwurf der Charlatanerie zuzog, so ließ sich die Heilung des Herrn von J. doch nicht läugnen und die Seinen thaten Alles, meinen Ruhm auszubreiten. Ich war fortan ein vielbegehrter Arzt, mein Ruf und meine Stellung in der Stadt gesichert, ich hatte Tag und Nacht, drinnen und draußen auf dem Lande zu thun.

Eines Tages erhielt ich einen Brief aus einer etwa fünfzehn Meilen entfernten Stadt, der mich ebenfalls zu einem Geisteskranken rief und zwar ausdrücklich auf Grund jenes in der Zeitung geschilderten Falles. Allein die Art und Weise, wie ich mich auf dem Schlosse Gothenwick einführen sollte, erschien mir so abenteuerlich, daß ich die Sache für eine Mystifikation anah, für einen Streich, den mir irgend Jemand spielen wollte. Ich warf den Brief bei Seite, antwortete nicht, sprach auch in der Gesellschaft nicht davon. Das war im Frühjahr. Im Spätherbst aber erschien ein zweiter Brief, von einer anderen, wie mir schien weiblichen Hand, worin der Ruf auf das Dringendste wiederholt wurde. Dieser zweite Brief, der aus einem schwer bedrängten Herzen zu kommen schien, bewegte mich sehr. Ich verglich ihn mit dem ersten, dessen Schriftzüge, fest und charakteristisch, eine männliche Hand verriethen. Eine Namensunterchrift aber fehlte beiden, dagegen war das Abenteuerliche, zu dem man die Behutsamkeit meines Auftretens zu steigern wünschte, beiden Briefen gemeinsam. Ich war fremdet, doch mein Mißtrauen legte sich etwas, zumal durch den rührenden Ton der neueren Schrift.

Am demselben Tage noch brachte ich in dem mir am meisten befreundeten Hause das Gespräch auf die Universitätsstadt G. und ihre Umgegend, und erfuhr, daß es in der That ein Dünendorf und Schloß Gothenwick gäbe, ein paar Meilen von jener Stadt, an einer Bucht der Ostsee gelegen. Man wußte, daß es einem Freiherrn von J. gehöre, hatte von seiner Verarmung und Zerriethung häuslicher Verhältnisse, schon von alter Zeit her, gehört. Die Angaben darüber lauteten verschieden und unbestimmt, immerhin aber deuteten sie auf traurige Zustände. Von einer geistigen Krankheit des Besitzers wußte man nichts.

Nun kurz, ich beschloß den Besuch zu machen, und ich läugne gar nicht, daß neben meinem Pflichtgefühl auch etwas von jugendlichem Drange zum Abenteuerlichen mich zu dem Entschlusse brachte. Dürfte ich neue Erfahrung dabei erwarten, so malte meine Ahnung mir auch so etwas wie ein Erlebnis aus. Ich entgegnete unter der mir angegebenen Adresse poste restante und meldete mich auf einen bestimmten Tag an. Inzwischen







Kraft erstickt unter Wasser und Gestein. Der ganze Westen, von Hunderttausenden bevölkert, gleicht einer Wüste, wo man in einem knietiefen Morast in eine meilenweite Haide und aus dieser Haide wieder in einen endlosen Moor kommt, in welchem nichts zu erblicken ist, als große Steinklöße. Obgleich auch hier der Ocean grün und rauschend an das Gestade rollt und aus seiner Dufimasse bläulichen Gebirges, in Mayo und Connemara, die Häupter des Ben Patrick und Cruachan kühn und herrlich in die weiten Lande schauen, so beschleicht den Wanderer doch ein unsäglich kummervolles Gefühl, wenn er stundenlang in der Steppe ringsumher entweder gar keine Menschen, oder nur Menschen sieht mit allen Gebrechen der Menschheit, mit Hunger, Noth und Armut behaftet. Dieser unglückliche Zustand ist das langsam gereifte Resultat sechshundertjähriger innerer Auflösung eines Volksstammes, welcher einst der herrschende Europas war, und in der That, zu einer Zeit, wo die übrige Welt noch tief in geistiger Nacht besangen lag, eine Apostel nach England, Frankreich und Deutschland sandte. Aber so früh schon, als im 12. Jahrhunderte, begann ihr sittlicher und materieller Verfall. Um diese Zeit hatte sich die nationale Nationalität, welcher das irische Volk angehört und welche bei den Einwanderungen neuer Völker im frühen Mittelalter immer mehr zersezt und isolirt worden war, fast überall mit diesen neuen und stärkeren Elemente vermisch, eine Mischung, aus

Und doch gibt es, mit allem Glend, das darin wohnt, kein zweites Land so lieblich und schön, so voll von Volkspoesie, Musik und phantastischen Märchen, als dieses Land. „Die letzte Rose“ — wer kennt sie nicht? — ist ein irisches Volkslied. Bettelkinder singen es am Wege, und auf allen Lippen lebt der Name seines Dichters: Thomas Moore.

Kein Fleck in Irland, welchen dieser berühmte Dichter nicht verherrlicht und durch seine Poesie bekannt, ja „fashionable“ gemacht; kein Dichter hat für seine Heimat, unglücklich wie sie ist, mehr gethan, als dieser. Denn es gehört jetzt fast zum guten Tone für einen Engländer, wenigstens einmal in seinem Leben die Plätze zu sehen, die Thomas Moore in seinen „Irischen Melodien“ gefeiert; ja, die Königin selber hat einmal die „Seen von Killarney“ besucht, die ihren hellsten Glanz der Poesie Thomas Moore's verdanken, und dies liebliche „Innisfallen“, dies Myrthenland im See, von dem er gesungen:

Leb' wohl, süß Innisfallen, mag's  
Stillsonnig glühn um deine Höhen:  
Wie schön du bist, ein Andern sag's —  
Mich laß nur fühlen, wie du schön!

Süß Innisfallen, goldig grün  
Sollst du in meinen Träumen stehn  
Wie ich zuerst im Abendglühn  
Dich sah, gleich einem Land der Feen.

Einen anderen Punkt im südöstlichen Irland, den Moore's

Die Freunde, mit denen ich einst hier gelacht,  
Die waren's, die theuer dies Thal mir gemacht;  
Die gefühlt, wie die Welt dann erst reizend sich malt,  
Wenn verflärt aus den Blicken Geliebter sie strahlt.

Süßes Thal von Avoca! Welch Dasein voll Lust,  
Könnst' ich leben in dir, an befreundeter Brust,  
Wenn die Stürme verweht, wenn die Schmerzen verweint —  
Herz an Herz, wie der Strom dort dem Strom sich vereint!

[1573]

**Die bürgerlichen Kreise von Paris und die Frauen.**  
(Von unserem Pariser Correspondenten.)

Wem nicht bei seiner Geburt eine freigebige Fee gelächelt, so daß er sich nur die Mühe zu geben brauchte, die Augen aufzuschlagen, um in seiner Wiege ein Angebinde von zehn oder fünfzig oder hundert Tausend Franken Rente zu finden, oder gar wie der Fürst Demidoff ein Jahreseinkommen von einer Million Rubeln: der sucht sich eben sein Brod zu verdienen nach seinen Fähigkeiten und nach Landes Brauch.

Driiben in Deutschland hat sich der Brauch so ausgebildet, wie ihn Goethe in seinen schönen Versen schildert:

Tages Arbeit, Abends Gäste,  
Saurer Wochen, frohe Feste!



Das Thal von Avoca (die Smaragden-Insel).  
Originalzeichnung von H. Gschle.

welcher das französische, das englische und zum Theil das schweizer und belgische Volk hervorgegangen ist. Die Irländer, auf einer Insel von den nächsten und friedlichen Einflüssen einer solchen Verschmelzung abgeschlossen, erhielten sich, zu ihrem Unglück, in ihrer Nationalität und Sprache, sie überlebten sich gleichsam selber, und ohne die Kraft eines erfolgreichen Widerstandes vertheiligten sie jene für sie bedeutungslos gewordenen Güter gegen die Engländer, welche zu Ende des 12. Jahrhunderts zum ersten Male ihren Fuß auf die „Insel der Heiligen“ setzten. Seit jenem Jahrhundert hat der Krieg der Irländer gegen die Engländer gedauert und er ist eigentlich noch heute nicht beendet. Demselben Scepter unterworfen, betrachten sich beide noch immer als Feinde; noch lebt in hunderttausend Herzen der Traum von Irlands Herrlichkeit, noch rufen Hunderttausende in der alten irischen Sprache ihrer Väter den heiligen Patrick an, und die Bewegung der „Fenier“, von welcher uns jetzt fast jede Zeitung unterhält, ist auch nichts als eine der Todeszuckungen dieses unglücklichen Volkes, welches seit sechshundert Jahren im Sterben liegt.

Seit der Thronbesteigung der Königin Victoria, und namentlich im Verein mit dem guten und großen Prinzen Albert, in dem Irland vielleicht seinen besten Freund verloren hat, scheint sich in der innern Lage des Landes viel verbessert zu haben. Ackerbau und Industrie wurden mehr als je zuvor begünstigt, der kleine Krieg zwischen den meist englischen Grundbesitzern und ihren irischen Pächtern ließ nach und das gräßliche Pest- und Hungerjahr 1847 befreite das Land von den unruhigen seiner Einwohner. Hunderttausende wanderten aus; jenseits des Meeres, in Nordamerika, gründete sich ein neues Irland, und in dem alten Irland drang, zu seinem Vortheil, englischer und schottischer Unternehmungsgeist immer weiter vor. Der Osten, mit der prächtigen Hauptstadt Dublin, der Norden mit der reichen Fabrikstadt Belfast haben fast ganz schon ein civilisiertes Aussehen gewonnen; aber im Westen, als der Verfasser dieser Zeilen im Jahre 1858 ihn durchwanderte, sah es leider noch ganz so schlimm aus, als oben geschildert.

Dichtung berühmt gemacht, zeigt unser Bild: Das Thal von Avoca, eine Landschaft von ungemainer, fast melodischer Weichheit der Formen, üppiger bewaldet als irgend ein anderer Theil der im Allgemeinen jetzt waldbarmen Insel, nach der Natur für uns aufgenommen von H. Gschle, dem bekannten Landschaftler. Im weiten Umkreise von einer blauen Gebirgskette umschlossen, duckt sich dieses „lieblichste der Thäler“ in einem duftigen Waldeschooß; zwei Flüsse, der Avon-mor (das große Wasser) und der Avon-beg (das kleine Wasser) begegnen sich unter der Brücke, von welcher man dem vielfach gewundenen Laufe des vereinigten Stromes, des Avoca, weit hinaus folgen kann.

Es war an einem sanften Augustabend vor acht Jahren, die Sonne ging unter und der Mond ging auf, als ich auf jener Brücke stand, welche das Bild dem Leser zeigt. Ein Freund, der jetzt nicht mehr ist, und ein anderer Freund, der jetzt tausend Meilen weit von mir über dem Wasser ist, standen dort mit mir. Wir waren drei junge Männer damals und das Leben lag vor uns, golden wie jener Abend ... Es war ein Samstag Abend und die Glocken läuteten von nah und fern. Sanfte Hügel und Wiesen und Gehöfte mit stillen weißen Mauern waren um uns, und über uns und durch den Abendhimmel gaukelten gelbene Wäldchen und uns durch die Seele zog die Musik der Landschaft, der Ströme, der Glocken, der Jugend und der Freundschaft. ... Nicht ohne Wehmuth daher kann ich das kleine Bild betrachten, welches mir alle diese Eindrücke zurückruft, und mit der Erinnerung an jenen Abend mischt sich die Erinnerung an das Lied Thomas Moore's, welches wir damals gemeinsam sangen und welches ich heute nur noch einsam wiederholen kann:

Kein Thal in der Welt, das so lieblich mir scheint,  
Als das Thal, wo der Strom mit dem Strom sich vereint —  
O, verwehn muß die Sehnsucht, die warm mich durchläßt,  
Oh' der Duff jenes Thals mir im Herzen verbläßt.

Nicht war's die Natur und ihr reicheres Blühen,  
Nicht des Wassers Krystall und das frische Grün,  
Nicht der sanftere Meiz von Strom und von Wald —  
Ach, mich hielt eine süßere, schönere Gewalt.

Das heißt: man arbeitet, gönnt sich aber auch dabei sein Vergnügen und seine angemessene Erholung. Die Männer gehen nach des Tages Last und Hitze zum Biere oder auf die Kegelbahn, und die Frauen, mögen sie sich nun allein der Haushaltung widmen, oder an der Männer Beschäftigung Theil nehmen, finden doch Zeit zu den Leseabenden oder dem Kaffeekränzchen. Dazwischen fallen kleine Vergnügungsreisen, von denen man neu gestärkt zur Berufsthätigkeit zurückkehrt, und so geht es, ohne allzu aufreibende Anstrengung, meist fort bis zum Lebensende, oder wenigstens bis die Kinder so weit herangewachsen sind, um den Aeltern das Geschäft aus den Händen zu nehmen. Der Deutsche gewinnt seine Arbeit, wofür er sie gründlich versteht, meist so lieb, daß sie ihm mehr ist, als ein Mittel seinen Unterhalt zu verdienen und Geld zu erwerben; sie wird ihm eine werthe Lebensgefährtin, und Mancher, der es längst nicht mehr nöthig hätte, schafft weiter im Schweiße seines Angesichts, weil ihm seine Arbeit Freude macht.

Anderes hat sich der Brauch in Frankreich entwickelt. Hier arbeiten die Leute sorgenvoll, ruhe- und rastlos während einer Reihe von Jahren, gönnen sich weder Zerstreuung noch Vergnügen, bis sie, je nach ihren Ansprüchen, eine kleinere oder größere Summe erspart haben. Dann verkaufen sie ihr Geschäft, beziehen ein Landhaus in der Umgebung von Paris, in der Provinz, eine stille Straße, legen die Hände in den Schooß und so ruhen sie gründlich von der Arbeit aus, bis an ihr selbiges Ende. „Se retirir des affaires“ (sich vom Geschäft zurückziehen) lautet der Ausdruck dafür.

Ich spreche hier natürlich weder von den großen Bankiers, noch von den großen Fabrikbesitzern, bei denen sich das Etablissement oft Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt, sondern von dem mittleren, oder wenn man will, kleineren Bürgerstande. Unter diesen ist die eben geschilderte Sitte allgemein. Woher sie stammt, ist schwer anzugeben; wahrscheinlich kam es so, daß die Franzosen, welche für den Detailhandel und alle kleineren Erwerbszweige eine weit größere Beschäftigung als



mel durch den sogenannten griechischen, das heißt einen weiten schlichten Ärmel, welcher von der Achsel frei herabhängt, zu vervollständigen; ein neuer Zug der modischen Vorliebe für den griechischen Styl.

Zu Confections, wie Jacken, Casagues, Paletots u. s. w. zieht man weißen oder schwarzen Kaschmir den Seidenstoffen vor, doch müssen derartige Confections dann mit Seide gefüttert und, namentlich die schwarzen, reich mit Spitzen, Perlen oder Sticke-

rei garnirt sein. Ebenfalls gibt es für distinguirte, zu einem Kleide aus einfachem, jedoch gediegenem Wollenstoff den Züpon von Seide zu tragen. Freilich will ein solches Costüm nicht „einfach, aber elegant“, sondern elegant trotz der Einfachheit sein. „Man fühlt die Abicht und man wird verstimmt.“

Die Rückkehr zum Gediegenen macht sich auch in der Wahl der Schmuckfachen bemerkbar. Die Ketten Benoiton hat der gute Geschmack verbannt, desgleichen die großen Ohrgehänge,

Dolche u. s. w., welche an die Wilden Afrikas erinnerten. Sehr beliebt sind gegenwärtig — selbst zu hohen Kleidern — Colliers, aus einer feinen Goldfette bestehend, mit einem oder mehreren länglichen Medaillons von mattem Golde; dieselben schmückt eine Blume in Emaille oder eine Chiffre aus feinen Perlen, Steinen oder dergl. Oft auch trägt die Kette anstatt des Medaillons ein Kreuz aus edlen Steinen.

[1560]

Veronika v. G.

# „Ich liebe, was fein ist!“

Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Comp. von Bernhard Hopffer

Munter.

Singstimme. *p* Ich lie - be, was fein ist, und wenn's auch nicht mein ist! Am Him - mel die Ster - ne, die

Pianoforte. *p*

Son - ne, den Mond; auf Er - den die Fer - ne, und was da - rin wohnt. Die Vö - gel in Lüf - ten, die

*dolc.* Ro - sen im Thal, — mit Ber - gen und Klüf - ten die gan - ze Welt zu - mal. *cresc.*

*pp* *p* *f* *decresc.*

Ich lie - be, was fein ist, und wenn's auch nicht mein ist! Die blü - hen - den

*p* *poco rit.* *a tempo.* *dolc.*

Wan - gen, die Au - gen so klar, die Stir - ne um - fan - gen von licht - braunem Haar, so ne - dlich, so

*cresc.*

so - se, wie spie - len - der Wind, die Son - ne, die No - se, das al - ler - schön - ste

*mf* *a tempo.* *poco rit.* *a tempo.* *mf*

Kind. die Son - ne, die No - se, das al - ler - schön - ste Kind! Julius Rodenberg.

*f* *p*

Fig. 1. Keilrobe von grauem Taffetas, am untern Rande in abgestumpfte Zacken ausgeschnitten, welche mit schwarzer Lize eingefasst sind; die drei vorderen Nähte der Robe garniren große, runde, mit schwarzem Taffet überzogene Knöpfe, welche gleichzeitig die Taille vorn schließen. Gürtel mit Rosette von schwarzem Taffet. Hut von gelbem Stroh mit einem Kranze von Feldblumen; schwarz und rot, languettirte Bindenbänder; Tüllecharpes.

Fig. 2. Toilette eines jungen Mädchens: Kleid von blauem Foulard mit schwarzen Streifen, edig ausgeschnittene Taille, durch ein Mullgemiselt mit langen Nermeln vervollständigt. Gürtel von schwarzem Taffet mit zwei Ammonières.

Fig. 3. Anzug von weißem Alpaca; die Garnitur am Augenvrande des Kleides und Paletots besteht aus drei Rollen von reifarbenem Taffet und schwarzen Kugelknöpfen von Zet, welche erstere in bestimmten Zwischenräumen aufsteigende Patten bilden. Hut Kamballe von weißem Stroh mit Kresse garnirt.

Logogryph.

Ich bin des Friedens schützende Macht, Doch rief nur der Streit mich ins Leben; Unbeugsam und fest und nach gleichem Maß Soll ich Jedem das Seine geben.

Ein Laut davor — und im Grundprincip Bin ich durchlöchert, gespalten; Jetzt nehm' ich, was man mir gibt; doch nur Damit es And're erhalten! [1575]

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 184. „Kasserolle.“

Auflösung des Rebus Seite 184.

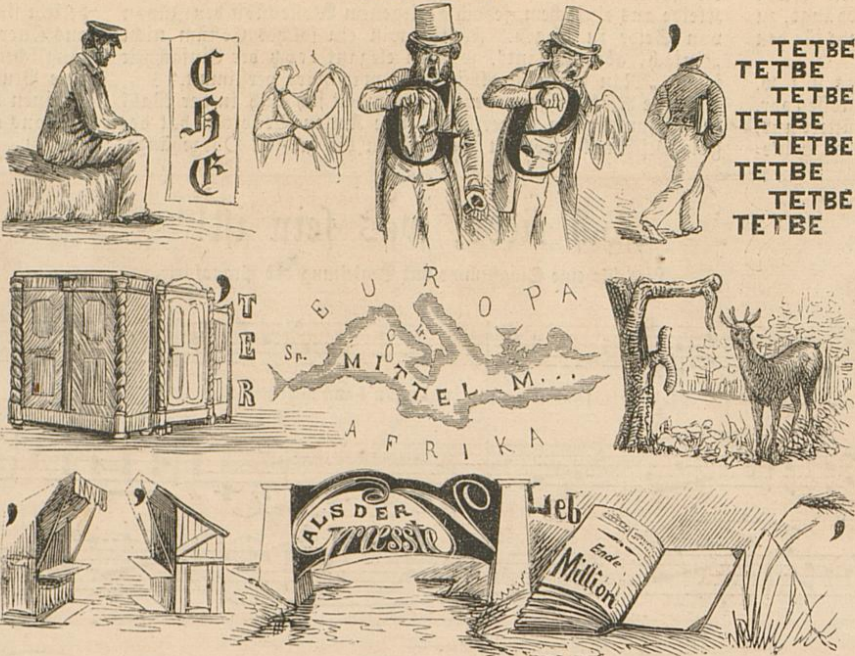
„Bereitet dir auch trüben Kummer, Dein Loos im Ningen und Entbehren, Stark ist dein Geist, er nimmt den Schlummer Und will dem Streben Kraft beschieren.“

Correspondenz.

Eine langjährige Abonnentin in B. Sie wünschen eine nähere Angabe über den Gebrauch des Blutlaugensalzes als Vertilgungsmittel für Flecken: Lassen Sie sich in der Apotheke eine Lösung aus 1 Theil Blutlaugensalz, 500 Theilen Wasser und 1 Theil concentrirter Schwefelsäure anfertigen, weichen Sie die verflehten Stellen der Leinwand einige Stunden in dieser Lösung ein, waschen Sie alsdann die Leinwand mit weichem Wasser gehörig aus und entfernen Sie endlich die nunmehr blau erscheinenden Flecken durch Potaschenlösung. Natürlich muß die Leinwand zum Schluß noch einmal in reinem Wasser gespült werden. — Sie wollen ferner die Erfahrung gemacht haben, daß sich in wenig gebrauchter Wäsche bei längerem Aufbewahren Flecken finden — ohne eine Berührung mit eiser- nen Gegenständen ist dies aber schlechterdings unmöglich. Halten Sie die Wäsche nur von allem Eisen (also auch im Schranke von dem Schlosse, von den Knöpfen eiserner Nägel etc.) fern und keine Flecken werden die schneeweißen Linen fäern. [1407]

Dr. W. v. M. in G. Daß die Seebäder dem Haarwuchs irgend welche Gefahr drohen, ist traditionelle, aber durchaus unbegründete Furcht; man darf im Gegentheil behaupten, daß der heilsame Impuls, welchen sie dem gesammten Stoffwechsel ertheilen, auch dem Wachsthum der Haare förderlich sei. Entfagen Sie also jeder bangen Sorge um

Rebus.



Ihren Hauptkumud und folgen Sie getroßt dem hausärztlichen Rathe. Während des Bades lassen Sie Ihr Haar in fesselloser Fülle wallen, entfernen Sie unmittelbar darauf das überflüssige Wasser durch Ausdrücken und Trocknen des Haares mittelst eines weichen, lockeren Wollstoffes und überlassen Sie es der Strandluft, dasselbe vollends zu trocknen. Erst dann mögen Sie es wieder, unter Benutzung Ihres gewöhnlichen Haars, zu kunstvollem Bau zusammenflechten.

Brendig. Zum Studium der Japanischen Sprache empfehlen wir Ihnen: Rodriguez, Elements de la grammaire Japonaise. Trad. du Portug. par C. Landresse. Précéd. d'une explic. des syllabaires et de 2 planches par Abel-Rémusat. Der antiquar. Preis würde 1½ — 2 Thaler betragen.

Dr. B. S. Für die heißen Tage können Sie sich ein an Kohlensäure reiches Wasser leicht selbst herstellen: Füllen Sie eine Selters- oder Champagnerflasche mit kochendem Wasser, thun Sie 45 Gran Weinstein- und 60 Gran doppeltkohlensaures Natron in Stücken oder Krystallen hinein, verkorken Sie die Flasche gut und schlingen Sie einen Bindfaden um den Kork. Dann legen Sie die Flasche bei Seite, um sie nach etwa zwei Stunden umzuschütteln. Hat sich Alles aufgelöst, so ist das „Sodawasser“ fertig.

Dr. v. G. in W. Das neueste Genre in Tapiserie ist eine Imitation der alten Gobelinweberei. Wir empfehlen Ihnen folgendes Arrangement eines

Vöhrne, Rechenbuch; Garde, deutsche Grammatik; Herms, Zeichenschule u. Schilling, kleine Naturgeschichte. — Dr. M. in S. Vergleichen Sie Ihren Vorrath mit der so eben erschienenen trefflichen Uebersetzung der „Rechtshof's“ von S. Viehoff. Diefelbe ist in der „Bibliothek ausländischer Klavierschüler (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) enthalten, eine Sammlung von Meister- und Welterwerken der modernen Literatur in meistens ganz auszeichneten Uebersetzungen, welche wir bei dieser Gelegenheit wieder empfehlen wollen.

Manuelle Elisabeth T. auf S. Gute Gesangsbücher zum Selbststudium sind die von Garcia und Lablache, zum Selbststudium zu sollen, daß ohne Lehrer die Schule nicht viel nützt, da man sein Donnam nicht selbst beurtheilen kann. — Dr. Amalie in S. Ihre Lebensgeschichte ist sehr rührend, ja sie gäbe einer geübten Feder gewiß Stoff zu einem spannenden Roman: in Ihrer fragmentarischen Darstellung auf kaum vier Seiten jedoch eignet sie sich in keiner Weise zur Veröffentlichung. — Hin. M. in Slog. Wir haben mit Vergnügen Ihren Brief gelesen und die beigefügten Verse konnten uns in unserer guten Meinung nur bestärken. — Dr. F. S. M. Freiligrath's: „O lieb' so lang du lieben kannst!“ — Dr. M. in M. i. Th. hat die Absicht, zu den in reinem Aether sich wiegende Höhen des Parnass' emporzuklimmen. Wir zweifeln, ob ihm das durch die uns eingesandten, gelingen werde.

